

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



FRANKE - GUTS H. NOIL GIESSEN.

## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Eine neue Pariser Mode.

Keine Kompagnie begleitete den gefangenen Jan, kein Regiment, sondern ein Heer. Seine Kalesche, in der er mit dem bayerischen Obersten Endesfort saß, umgaben schwedische Kürassiere, den Pistolentosben auf den Schenkel gestemmt. „Endesfort, man tut, als wenn ich ein König oder ein Staatsverbrecher wär“, sagte Jan. „Sie werden mich nicht lange so eskortieren. — Wann ist der Bote fort?“

„Vor zwei Stunden, Erzellenz.“

„Maximilian hat noch den Horn bei sich, den ich ihm sing. Er soll mich auswechseln. — Endesfort, ich halt's nicht aus — in diesem rollenden Sarg! Hätten sie mich einen Karrengaul zum Reiten gegeben! Mich wie ein altes Weiß in die Kutsche zu packen! Nein, laß die Vorhänge geschlossen. Wenn ich die schwedischen Kolletts sehe, spud' ich Galle!“

„Bald ist's Abend, Erzellenz.“

„Ich geh nicht nach Paris!“ schrie Jan. „Man soll mich aufhängen, aber nicht lebendig nach Paris bringen. — Hörst du, Endesfort? Da wird geschossen!“

Er steckte den Kopf zum Kutschfenster hinaus. Sofort schlossen die Kürassiere sich enger zusammen. Das ferne Musketenfeuer ging in ein rasendes Knattern über; es stieg in einem jähen und kühnen Bogen empor wie eine Rakete.

„Man will Euch befreien!“ sagte Endesfort freudig.

„Können sich's sparen, übermorgen bin ich doch frei!“

Die Kutsche wurde plötzlich vorwärts gerissen; die Kürassiere fielen in Galopp. Jan tobte! Jagten die Kerls wahrhaftig mit ihm los, ohne daß er's befohlen! Bisher hatte man auf sein Kommando gewartet, jetzt scherte man sich den Teufel drum! Als der Wagen in den Schloßhof von Bensfeld einfuhr und der Kammerjunker des Königs, Herr de la Meilleraye, ihm mit tiefer Verbeugung den Schlag öffnete, beachtete Jan den verdußten Franzosen gar nicht, sondern segelte an ihm vorbei, knurrend und blaß.

Zwar war er nicht in einer Zelle in Haft wie damals, als die Franzosen ihn zum erstenmal fingen, sondern in einer Flucht behaglicher Zimmer; auch sollte er nicht gehängt, sondern an den französischen Hof gebracht werden, aber er würde jedem Menschen gesagt haben, daß die Erzellenz von heute gern mit dem Jan von damals getauscht hätte.

Und dazu dieser langweilige Dickkopf Endesfort bei mir! dachte er. Hätten mir wenigstens José Maria als Gefährten geben sollen. Aber der scheint in Rheinfelden alles verschlafen zu haben. Wacht vielleicht gerade jetzt auf und sagt: „Will mal nach dem Jan sehen.“ — Geseigne Gott deine edle Absicht, ehrwürdiger Freund, aber den Jan führten sie im Lande umher wie den Giraffen aus dem Lande Afrika. — „Endesfort, hast du Tabak?“ fragte er laut. Und als er in den dicken grauen Wolken des Pfeifenqualms verschwunden war, wurde ihm etwas wohlter, so daß er eine Stunde später sogar erlaubte, daß ihm der französische Junker seine Aufswartung machte. Da erfuhr er, daß die Bayern in der Tat einen Befreiungsversuch gemacht hatten, aber es wäre zusammengerastetes Volk gewesen. Die meisten seien gefangen.

„Aberigens sind wir morgen über die Grenze“, sagte Herr de la Meilleraye lächelnd.

„Ueber die Grenze?“ sagte Jan und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Ueber die Grenze? Wer ist morgen über die Grenze?“

„Nun — Ihr und wir.“

Jan stand langsam auf und ging an das Fenster. Nach einer Pause sagte er: „Da irrt Ihr. Geht immerhin über die Grenze, und ich werd' sagen: Glück auf den Weg. Aber ich gehe nicht.“ Er fuhr herum. „Versteht Ihr? Ich gehe nicht!“

„Erzellenz —“

Zackerbombenundflöh! Eher seht Ihr mich morgen an diesem Fensterkreuz baumeln!“

„Ich werde Euch Gesellschaft leisten, damit Euch kein Unglück zustoßt.“

Er blieb wirklich. Er und drei Offiziere. Sie hockten stumm in Jans Zimmer, die ganze Nacht, und Jan warf sich auf seinem Bette herum und schlief erst nach Mitternacht über seinem Fluchen ein. Aber als der Morgen kam, sagte er trotzdem:

„Ich gehe nicht.“

Man mußte ihn greifen. Er schlug mit Fäusten um sich. Sechs schwedische Kürassiere packten ihn an Armen und Beinen, um den Leib. Einer stand dabei und hielt steif und stumm Jans Stiefel in der Hand.

Mit einem Male stieg ein gewaltiger Ekel in Jan auf; er schämte sich. Er wurde still, und man stellte ihn auf die Füße.

„Ihr vergebt, Erzellenz — aber ich mußte dem Befehl gehorchen“, sagte Meilleraye.

Jan sah ihn nicht einmal an. Er zog leuchtend die gelben Stiefel an und stieg schweigend in den Wagen. Da rollte er los.

Also ging es doch nach Paris. War ihm schon alles gleich. Die Pfeife angebrannt, das machte milde im Gemüt. Man kam durch ein Dorf. Ueberall standen schwedische Soldaten, die ihn stumm und mit Ehrfurcht betrachteten. Seht ihn euch nur an, dachte Jan, hättet ihn sonst nicht so nahe

gesehen, ohne zum Teufel zu fahren. Plötzlich rief aus einem Fenster eine Stimme, eine seltsam bekannte Stimme: „Jan! Jan!“ Er fuhr hoch. Da oben an jenem Fenster war Valgerei; vier, fünf Gelbrocke suchten einen Schwarzrock vom Fenster fortzuziehen. War das nicht —?

„José Maria!“ schrie Jan und: „Halt! Halt!“

Er hatte im Nu den Schlag aufgerissen und sprang mitten unter die Eskorte. Herr Meilleraye galoppierte herbei.

„Mein Herr,“ rief Jan, „in jenem Haus hält man meinen Herzbruder gefangen. Laßt ihn zu mir! Uebrigens ist er geistlich und darf nicht gehalten werden!“

„Der?“ sagte der Franzose, „der gestern, Degen in der Faust, der Erste war, als man uns angriff?“

Jan lehrte seine Taschen um.

„Nehmt alles, was ich habe! Ich geb' Euch Wechsel, mein Herr, in jeder Höhe — aber gebt mir den Abbé.“

Der Franzose überlegte.

„Vorerst steigt ein. Und was das Geld anlangt, reden wir nachher darüber.“

Wenig später lag José Maria in Jans Armen, und Endesfort stieg in die nächste Kutsche.

Fortan gab es stille und warme Abende in den Nachtquartieren, besinnliche Frühlingsabende, wo man zu zweit am Kaminsfeuer saß, wie Götter auf Wolken thronend, Wolken von Tabaksrauch, und langsam den rubinrothen Wein in die Kristallgläser laufen ließ.

Nur einmal, als José Maria von Griet, der toten Griet, zu sprechen begann, stand Jan verlegen auf und sagte:

„Ich will schlafen gehen.“

Und als José Maria wenig später an Jans Tür kam, fand er sie verriegelt, und kein Jan antwortete auf sein Klopfen.

Da stellte der Abbé die Weinkannen beiseite und ging auf den Zehen zum Fenster, das er öffnete. Er sah lange in die Nacht hinaus, die von dem Schimmer der Sterne matt erhellte war, und schließlich kniete er nieder, den Kopf auf die Brüstung gelegt, und betete für die arme Seele von Jans totem Weib. —

Jenseits der Grenze war Jans Eskorte vermindert worden. Von Ueberfällen war nun nichts mehr zu fürchten. Aber als der Zug in die Nähe von Nancy kam, wurde es auf dem Wege seltsam unruhig. Bauern liefen unter Gesorel quer über die Felder herbei; wenn man durch ein Dorf kam, ging es nur im Schritt vorwärts.

So wahr ich Jan heiße, da rotten sich einige tausend Bauern zusammen!“

José Maria wandte den Kopf hin und her, um zwischen den Läden der Begleitung etwas zu sehen. Er wurde unruhig. Jan sügte den Grund.

„Wär's nicht häßlich, Herzbruder, wenn sie deinen Jan mit Bauernkräften todschlagen? Denn die Handvoll milchbärtiger Franzosen, die mich schützen soll, ist ein Dreck gegen solche Haufen.“

Man hörte bereits die Hufschläge der Soldatenpferde nicht mehr und das Rollen der Räder. Ein unbestimmtes Brausen war laut und der Lärm erregter Stimmen. Einzelne Rufe, die man nicht verstand, schwebten sich hoch. Der Wagen hielt. Die beiden Freunde sahen, wie die französischen Soldaten ihre Tiere in die andrängenden Menschenmassen trieben, die nicht wichen. Und da wurden zum erstenmal die Rufe deutlich: „Werth! Jean de Werth!“

Jan biß sich auf die Lippen:

„Ein sauberes Ende für einen Reitersmann. Ich habe nicht umsonst die Franzosen gehäßt von je!“

Er stand auf und schrie:

„Schießt doch! Und drein! Gebt mir meinen Degen!“

Aber da erschien das lachende Gesicht Meillerayes am Kutschenschlag, und lachend rief er:

„Ezcellent, wollt Ihr Eure Bewunderer töten?“

Da durchbrach die Volksmenge den Kordon der Soldaten. Gerötete Gesichter, suchtelnde Arme. „Das ist er!“ schrie es. „Jean de Werth! Der Werth von Corbeil! — Der Paris geschreckt hat!“

Mütter hielten ihre rosigen Kinder mit ausgestreckten Armen hoch über ihre Köpfe und riefen:

„Sieh! Sieh! Das ist Jean de Werth!“

Die Buben kletterten über die Köpfe der Männer, schwenkten behänderte Stöcke und riefen:

„Vive Jean de Werth!“

Lachende Männer riefen's nach, und Mädchen klatschten in die Hände. Plötzlich tauchte vor Jans verbutztem Gesicht ein schwarzhaarig Ding auf, mit großen, lachenden Augen und die Röte der Aufregung auf den Wangen. Sie hielt mit ihren runden, weißen Armen einen Krug mit Wein hoch und rief:

„Trink, Jean de Werth, trink! Willkommen in Frankreich!“ Da schlug sich Jan auf die Schenkel und brach in ein unbändiges Gelächter aus, und mit der Linken nahm er den Weinkrug und mit der Rechten das Mädel und hob es empor und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die geöffneten, warmen Lippen.

Während er dann die glänzende Nase in die duftende Finsternis des Kruges tauchte, hörte er das rasende Geschrei:

„Vive Jean de Werth! Vive Jean de Werth!“ —

„Herr de Meilleraye, gebt mir ein Pferd! Das sind reizende Menschen hierzulande, besonders die Mädchen. Nicht wahr, José Maria? Und habt keine Furcht, mein Herr, daß ich fliehe. Das wäre Sünde und Verrat an diesen lieben Menschen.“

Man gab ihm ein Soldatenpferd. Er brauchte nicht in den Sattel zu steigen, man hob ihn hinauf. Und er ritt weiter, unjubelet wie ein Held, wie ein geliebter König oder wie ein Heiliger. Viele trabten mit bis zum nächsten Dorf. Manche liefen voraus und riefen:

„Er kommt! Jean de Werth kommt!“

Und vor Nancy und vor Bar und vor Vitry, vor Chalons, Espernay — vor jeder Stadt kamen ihm die Bürgermeister entgegen und das entflammte Volk und die erregten, rotwangigen Mädchen, ja vor allem die Mädchen, und überall gab's Ehrungen und königliche Essen, und Jan ließ sich nicht nötigen. In La Fère war, als Jan einritt, die ganze Garnison in Spalier aufgestellt, und der Kommandant, Graf Soissons, dem Jan damals an der Somme das Heer gesprengt hatte, umarmte ihn auf offenem Markt. Sie sahen während des Gelages auf dem Rathaus nebeneinander wie zwei Waffenbrüder, und als man endlich in der Morgenfrühe auseinanderging, brachte Soissons wartend und gerührt Jan, der mit starren, weit aufgerissenen Augen auf seine Füße sah, daß sie sich auch gerade und würdevoll sehten, bis an sein Schlafgemach, und Jan brachte ihn wieder bis an das Rathhaus, vor dem die Fackeln der Lakaien in der grauen Morgenluft dunkel flackerten, und dann kehrten sie wieder zusammen um und standen balancierend vor Jans Tür, indem sie mit großen Armbewegungen die politische und kriegerische Lage lösten. Zwischendurch, so oft sie eines Sinnes waren, küßten sie sich.

„José Maria,“ sagte Jan danach zum Abbé und bemühte sich, wichtig auszu sehen wie ein Kanzler, „José Maria, sag' einer noch etwas gegen Soissons! Er ist mein Freund. Zackerbombenundflöh! Wir werden uns nie mehr trennen, und ich werde ihm die Augen zudrücken, und er wird mir diesen Liebesdienst tun. Hörst du? Er ist ein goldener Mensch!“

Aber am nächsten Mittag, als Jan seine Reise fortsetzte, war der Graf noch nicht aufgestanden, und übrigens war Jan schlechter Laune. Kein Wunder, denn er hatte so viel getrunken wie der selige Dragoner von Breda. Und seine Laune wurde nicht besser, als man ihm sagte, daß die Reise nicht durch Paris, sondern um Paris herumginge nach Vincennes. Er hatte nicht wenig von dem Einzug in Paris erwartet und hatte sich schon eine nette und kurze Rede ausgedacht, die er am Tor halten wollte.

So kam ihm die Rolle des Gefangenen, die er spielen mußte, wieder recht zum Bewußtsein, als man ihn in dem alten Donjon des Schlosses von Vincennes einquartierte, zwischen fünf Meter dicken Mauern, mit der Aussicht durch Gitterfenster auf Wälle und Kanonen und einen tiefen Graben, in dem schwarz das Wasser stand.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Brief.

Seit Monden schon tobte der große Westenbrand, aus dem eine neue Zukunft erblühen soll.

Mit ehernen Fühen schritt die Kriegsfurie über hoffnungsvolle Menschenleben, blühende Städte und Länder Tod und Vernichtung im Gefolge.

Neben Siegesjubel ging schweres Leid einher, alle Werte waren verschoben, umgeschaltet, die Welt schien aus ihren Angeln gehoben.

Der Feind war von den Grenzen des Reiches verdrängt und schon weit im eigenen Lande bedroht. Mordentöne und flatternde Fahnen hatten die großen, berausenden Siege des ersten draußgehenden Anführers verflücht. Doch brandete die Begeisterung, jeder wuchs über sich selbst hinaus und die hochgespannte Erwartung glaubte das Unmögliche erreichbar.

Wie Mehltau legte es sich deshalb auf die erregten Gemüter als die Zeitungen spärlicher von stürmenden Siegen, desto mehr aber von der unritterlichen Kampfesart der Gegner und ihren verurteilten Plänen berichteten.

Die vorbereitende Ruhe draußen legte sich als beklemmende Angst auf alles pulsierende Leben, die Weltgeschichte hielt den Atem an.

Nun hatte der Schleier der Nacht sich über alles Auf und Nieder der Gefühle gebreitet und erlösender Schlummer das Bewußtsein von Freude und Leid ausgelöscht.

Nur in dem Stübchen einer einsamen Frau leuchtete noch milde Lampenschimmer auf ein tränenschweres Antlitz hernieder. Sie schrieb an ihr Kind, das draußen vor dem Feinde stand.

Fast noch ein Knabe, hatte seine leidenschaftliche Begeisterung sich den Eintritt in das Oper erzwingen. Mit den herrlichen Siegesnachrichten waren auch seine jubelnden Briefe gekommen, durchglüht von der Freude des großen Erlebens und Mütterchens Antworten spiegelten die gleiche Freude wieder.

Der Wandel draußen gab sich nun auch in den Briefen des Sohnes kund, sie waren ruhiger, reifer, aufgeklärter geworden. Der knabenhafte Uberschwang war dem Ernste der schicksalsschweren Zeit gewichen. Zwar sprachen sie von zielbewußtem Hoffen, aber auch von Anstrengungen, Entbehrungen, Kälte und körperlichem Unbehagen — Grund genug, ein Mutterherz erzittern zu lassen.

Seit Wochen waren die Nachrichten dann ganz ausgeblieben, und nun schlug unbezwingliche Angst ihre Geierkrallen in die treue Mutterbrust.

Die Tage wurden ihr zu einer Kette sehrender Erwartung, wohl noch gezügelt von ruhiger Erwägung, aber die Nächte waren erfüllt von schreckhaften Vorstellungen und scheuchten den Schlaf von den tränenfeuchten Lidern.

Heute litt es sie nicht länger auf ihrem ruhelosen Lager und trieb sie ihren schweren Kummer in Worte ausströmen zu lassen. So schrieb sie in dieser stillen, vorgeklärten Nachtstunde:

„Mein heißgeliebter Einsiger! Tödlische Angst fährt meine Feder. Lebst Du noch, oder hat die fremde Erde schon Dein teures Blut getrunken? Ich trüge es nicht. Die Tage seit Deinem letzten Briefe haben sich mir zu Jahren gedehnt, meinen Scheitel gleicht und meinen Nacken gebeugt. Der Schlaf flieht meine Augen und der Kummer ist mein steter Begleiter. Täglich biete ich auf den Knien dem lieben Gott mein Leben für das Deine an, denn ohne Dich ist es doch wertlos für mich. Die heiße Mutterangst hat alle andern Gefühle in mir erstickt, ich kenne nur noch den einen Wunsch, Dich wieder in meine Arme schließen zu dürfen. — — —

Hier hatte der Schmerz sie übermannt, schluchzend sank ihr Haupt in die auf dem Tische verschlungenen Arme.

Auf leinen Sohlen kam der Schlummer herbei und führte ihre Seele ins Land der Träume.

Sie sah, wie die Feldpost im Lager ihres Kindes verteilt wurde. Jubelnd nahm ihr lieber Junge ihren Brief entgegen, bedeckte ihn mit Küßchen und kauerte sich in einem Winkel nieder, um ihn ungestört zu genießen.

Nun sah sie aber auch, wie das von Anstrengungen und Entbehrungen schmal gewordene Antlitz beim Lesen länger wurde, ein schmerzlicher Zug sich um den Mund eingrub, aller Glanz aus den leuchtenden Augen verschwand und schwere Tropfen auf das Blatt in seinen zitternden Händen niederfielen.

Dann trieb's ihn in banger Hast zum Vorgelesenen, einen kurzen Urlaub zu erbetteln, der ihm naturgemäß abgeschlagen werden mußte.

Gebeugt, wie unter der Last von Jahren, schlief er davon, mechanisch dem Zwange seiner Pflicht bis zum Dunkelwerden folgend. Dann hielt's ihn nicht mehr. Leicht und behutsam entledigte er sich seines Gepäcks und seiner Waffen, und begünstigt von der schwarzen Mitternacht, kroch er davon, bis bergendes Gesträup ihn aufnahm. In der unbegrenzten Möglichkeit des Traumes gefang die unselige Flucht. Immer noch im Traume, glaubte die Schlummernde ein leises Klopfen zu vernehmen. Zögernd öffnet sie die Tür und vor ihr steht ein beschnitten, zerlumpter Mann mit den irren, scheuen Blicken eines Verfolgten und stürzt mit dem Aufschrei „Mutter“ in ihre zitternden Arme.

Keine Freude lag über diesem Wiedersehen, keine Frage wagte sich über die bebenden Lippen der bestürzten Frau. Erschüttert und wortlos hielten sie sich umschlungen. Mit durch Angst verdoppelter Kraft bettete sie den Erschöpften und ließ sich wie in der Kindheit Tagen an seinem Lager nieder, indem sie ihre Hand auf seine glühende Stirn legte.

War das ihr lieber sonniger Junge, der strahlend vor Stolz und Glück hinausgezogen? Was hatte in der kurzen Frist aus dem halben Kinde einen müden, gebrochenen Mann machen können, so fragte sie sich beim Anblick der starren, vergrämten Bäume und der scheuen Blicke, die den ihren nicht zu begegnen wagten.

Unter dem magischen Druck der gütigen Hand löste sich das dumpfe Schweigen und leuchtend brach es von seinen Lippen:

Mutter — Dein Brief — Deine Tränen — sie löschten alles in mir aus — nur ein unbezwingliches Heimweh nach Dir lösten sie. —

Ich sah sich die Türe dieses Häuschens öffnen — man trug einen schmalen Sarg heraus, dem mitteidige Nachbarn das letzte Geleite zum einsamen Grabe gaben — man trug mir mein Mütterchen hinaus und sie starb um mich. Da hielt mich nichts mehr und als mir der erbetene Urlaub verweigert wurde, vermaß ich Eid und Pflicht in dem einen brennenden Wunsche, an Deinem Herzen, in Deinen Armen zu sterben, denn diese Schuld — diese Schmach — ich überlebe sie nicht.

Kramphast umschlossen seine Arme die von Entsetzen Gelähmte.

Dann schüttelten wilde Fieberphantasien den erschöpften Körper des armen Jünglings — vergessen war alle Not, mit Hurra und Siegesjubel ging's wieder zum Sturmangriff, daß ihre Arme den Lobenden kaum im Bette halten konnten.

Plötzlich, mitten in diesem Toben, ein angstvolles Lauschen, stier hielten sich die aus den Höhlen quellenden Augen auf die Tür — dann ein qualvolles Flüstern:

„Mutter, sie kommen, sie holen den Fahnenflüchtigen — morgen werde ich erschossen.“

Doch diese letzte Schmach blieb ihm erspart, sie fühlte, wie seine sie umklammernden Arme sich lockerten, ein Streden ging durch die Gestalt, der Kopf sank hintenüber — wie er erlehnt — an ihrem Herzen hauchte er seine Seele aus. Der von äußerem Not entkräftete Körper hatte dieser Seelennot nicht Stand gehalten.

Entgeistert starrte sie auf ihr Kind, dessen hoffnungsreiches Leben ihr Kleinmut in Schmach zugrunde gerichtet.

Für diesen großen Schmerz gab es keine erlösenden Tränen. Wie ein schwarzer Abgrund tat er sich vor ihr auf, in dem sie haltlos versank.

In dem Schreck des Versinkens erwachte sie und umklammerte Hilfe suchend den Tisch.

Da knirschte es unter ihren Fingern und in dem langsamen Erwachen des Bewußtseins starrte sie fassungslos auf das vor ihr liegende Blatt.

Da — was ist das — da liegt er ja, der Brief, von dem das Unheil ausgegangen. Ein befreiendes „Gott sei Dank“ ist sich vor ihren Lippen. Noch ist das Unglück nicht geschehen; aller Kleinmut, alle Verzweiflung ist wie weggewischt. In tausend Fugen zerrissen liegt das Unglücksblatt in den Fugen.

Nun aber soll ihr lieber Junge seinen Brief haben, wie ihn nur selbstlose, aufopfernde Mutterliebe schreiben kann.

Beschwingt eilt die Feder mit allen Ausdrücken innigster Liebe und selbstlosesten Gottvertrauens über das Papier, sie soll Trost und Stärkung und Aufmunterung in den Stunden der Uebermüdung und Anstrengung bringen und plaudert von dem Stolz der Mutter über ihren heldenmütigen Sohn und von allem Lieben, das die Seele desselben hell und froh macht.

Noch in der Nacht trägt sie den Brief selbst in den Kasten, befreit und froh, daß es ihr vergönnt gewesen, solch schweres Unheil abzumenden. —

Viel große Siege werden draußen errungen und die Gelben mit Ehrenzeichen geschmückt, kein Lorbeer aber und kein Ehrenkreuz krönt das stille Verdienst dieser Mutterliebe, die sich selbst bezwang.

F. S.

### Der Klub-Strategie.

Die „Times“, die sich in diesen schweren Zeiten so recht als Lehrerin und Erzieherin der Engländer fühlt, hält ihren Landleuten in satirischen Bildern bisweilen ihre Untugenden vor, so wie es in alter Zeit Addison in seinem berühmten Spectator getan. So entwirft sie eine Porträtskizze von einem in England jetzt sehr häufigen Typus, dem Klub-Strategen. „Jeder würde ihn gern fliehen, wenn er nur könnte. Aber man kann ihm nicht entkommen, denn er geht um wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlänge. Verkrieche dich in das entfernteste Schreibzimmer, vertiefe dich in die wichtigsten Schriftstücke, du mußt den lauten Haß seiner Stimme hören, mußt erkaufen in der trüben Flut seiner Reden. „Ah, Bingley!“ ruft er schon von weitem. „Nun, was habe ich Ihnen das letzte Mal gesagt? Jeder Narr konnte sehen, wie die Sachen gehen mußten. Aber niemand glaubte mir. Ich hatte es aus einer ganz sicheren Quelle, schon vor Wochen, erinnern Sie sich?“ Bingley, der durchaus ein paar wichtige Geschäfte erledigen muß, sagte, er erinnere sich ganz genau. Aber wenn er hofft, damit los zu kommen, so täuscht er sich. Unser Strategie hat ihn am Westknopf und redet, was das Zeug halten will. Nie ist er ohne Zuhörer, und wenn er einem etwas auseinandersetzt, bildet sich bald ein Kreis um ihn. Das Geheimnis seiner Anziehungskraft ist schwer zu entdecken. Man glaubt, daß einer, der soviel redet, doch

etwas wissen muß, und da er stets seine höchsten Beziehungen und genauesten Informationen im Munde führt, so macht er schließlich Eindruck. Er kann auch alles auf die einwandfreieste wissenschaftliche Art erläutern, und mögen seine Ansichten noch so falsch, seine Erörterungen noch so tödlich langweilig sein, es ist sein Organ, das schließlich siegt, weil es die Tragweite eines modernen Feldgeschützes hat. Stets ist es die allerletzte und allerneueste Nachricht, veröffentlicht oder unveröffentlicht, die er ausposaunt. Seine Kritik macht vor nichts Halt, und allen Generalen weist er ihre Fehler haarklein nach. Selbst ruhig essen kann man nicht, sondern er verwandelt den Eßtiich plötzlich in ein Schlachtfeld; die Teller, Messer, Gabeln und Löffel müssen für seine strategischen Darstellungen herhalten, und schon ist eine Bratenschüssel zu den Befestigungen von Neuve Chapelle befördert, gegen das ein paar Löffel den Sturm eröffnen. Selten wird man ihn mit dem Gefühl der Beruhigung und der Zuversicht verlassen. Vielmehr lauern in seinem Orakelton stets dunkle Ahnungen kommenden Unheils; immer ist etwas nicht richtig, und häufig ist das Schlimmste zu befürchten. Im Grunde seines Herzens ist er ein ganz guter Bursche, aber der Krieg ist nun einmal seine fixe Idee geworden, und man darf ihn nicht für das verantwortlich machen, was er tut und sagt. Wenn alles vorüber ist, dann wird er gewiß wieder ganz erträglich werden. Aber bis dahin steht er da als ein seltsames Nebenprodukt dieser Zeit, als das traurige Beispiel eines Menschen, der in diese unruhigen und ungewissen Tage nur noch mehr Unruhe und Ungewißheit hineinbringt."

**Vermischtes.**

\* Mißglückte Ernährungsreformen. Die Knappheit unserer Hauptnahrungsmittel hat zahlreiche Messier auf den Plan gelockt, um uns Surrogate und Ersatzmittel bei der Herstellung des Brotes zu empfehlen. Ein Teil dieser Vorschläge ist sicherlich theoretisch gerechtfertigt, aber ihrer Umsetzung in die Praxis stehen unüberwindliche Schwierigkeiten gegenüber. So werden als Ersatzmittel für das Roggen- und Weizenmehl Mehle von anderen Cerealien empfohlen. Diese würden, das muß zugegeben werden, einen vollwertigen Ersatz gewähren, wenn sie überhaupt in nennenswerter Menge vorhanden wären. Allein, werden die Bestände, die wir zurzeit von ihnen besitzen, herangezogen, so sind sie so gering, daß sie bei den ungeheuren Quantitäten, die in Frage kommen, gar nicht ins Gewicht fallen. Andere Reformvorschläge vernachlässigen das Gebot, daß die Nahrungsmittel auch schmecken und nicht Widerwillen erregen sollen. Man braucht die Bedeutung des Wohlgeschmacks einer Nahrung für die Verdauung und Ernährung nicht ganz so hoch einzuschätzen, wie man es bisher unter dem Einfluß der berühmten Pawlowischen Experimente getan hat. Fein das Wesentliche, jedenfalls das, worum man bei der Massenernährung zunächst sich zu kümmern hat, ist die Größe der aus der Nahrung gespeicherten Kraft, sodann ihre Ausnützung. Wir wissen jetzt, daß auch Speisen, die sich nicht durch hervorragenden Wohlgeschmack auszeichnen, sondern eher etwas langweilig schmecken, dennoch gut verdaut und ausgenützt werden. Dies darf aber nicht dazu verleiten, den psychologischen Faktor des Geschmacks völlig zu missachten. Es gibt Geschmacksqualitäten, die, einmal erregt, als angenehm empfunden werden, während sie das Gefühl des Widerwillens auslösen, wenn sie dauernd in der Nahrung auftreten. Dies ist, wenigstens bei Erwachsenen, für stark zuckerhaltige Speisen. Deshalb ist der kürzlich zur Erörterung gestellte Vorschlag, das Brot durch Zuckersahne zu strecken, undurchführbar. In dieser Richtung hat sich auch der bekannte Ernährungsphysiologe Professor Max Rubner in Berlin ausgesprochen. Der Genuß derartigen Brotes würde einen dauernden süßen Geschmack im Munde erzeugen, der zum Widerwillen gegen Nahrungsaufnahme führt und dadurch die Ernährung selbst zu schädigen imstande ist.

Unter dem Kanonendonner getraut. Eine merkwürdige Eheschließung ist dieser Tage in Frankreich, in einem Dorf in der Gegend von Verdun, ge'eiert worden. Die Braut, die von weither kam, begab sich geradenwegs zur Schule, wo ein bescheidener Saal mit Blumen und Kriegstrophäen ausgeschmückt war. Der Saal war voll von Soldaten in Felduniform, und unter diesen erwartete sie der Bräutigam, der die Braut bei der Hand nahm und sie vor einen Tisch führte, an dem ein Offizier mit dem geöffneten Bürgerlichen Gesetzbuch vor sich saß. Draußen donnerte das Feuer der Geschütze und der Maschinengewehre. Unter der Begleitung dieser eigenartigen Hochzeitsmusik gab der Offizier, der die Stelle des Bürgermeisters vertrat, unter dem Beistand eines Unteroffiziers als Sekretär die beiden jungen Leute zusammen. Die Feier war nur von kurzer Dauer, da das Geschützfeuer an Stärke zunahm. Trotzdem fand der Offizier die

Zeit, den beiden Neuvermählten eine kurze Traureden zu halten: „Während Ihr Gemahl sich wieder zu seinen Kameraden begeben wird, die in den Schützengräben das Vaterland verteidigen, werden Sie, junge Frau, in Ihre liebe Heimat mit gerechtfertigter Trauer allen zum häuslichen Verd zurückkehren; aber ich bin überzeugt, daß Sie wie alle guten Französinen, die daheim warten, seine Rückkehr nicht vor dem Siege wünschen. Das ist das gemeinsame Ideal. Wie die Spartanerinnen werden Sie, wenn Sie sich von dem treuen, den ich eben mit Ihnen verbunden habe, sagen: Siege oder stirb für Frankreich! Verzweifeln Sie nicht, junge Frau, da auch wir nicht verzweifeln, sondern siegen wollen!“ So erzählt der „Rigato“, der hinzufügt, daß dies die erste Eheschließung beim französischen Ostheer gewesen ist.

Der Teutsche Joseph von Washington. Einen Schadenersatz von 8000 Mk. wegen durch einen unerwünschten Ruß ausgefallener Angst und Pein verlangt auf dem Klagewege Hr. C. M. Griffin, der im Kasinotheater von Washington der Gegenstand eines „Angriffes“ von Seiten der Miß Wade Norman wurde. Miß Norman sang mit drei anderen hübschen jungen Damen in einer Operette „Der Postjunge“ ein Quartett mit dem schönen Refrain: „Willst Du mich küssen?“, und die Damen tanzten zur Erhöhung des Vergnügens nacheinander durch den Saal, wobei sie ihre Aufforderung auf der Stirn eines geeigneten Objektivs anschaulich erläuterten. Hr. Griffin saß neben seiner Frau auf einem Ecksiß, und als Miß Norman im Vorübergehen ihren Rosenmund auf seine Stirn neigte, stieß er einen Schrei der Entrüstung aus und wehrte die Dame höchst unanständig ab. Nun hat er gegen das Theater und die Chorknaben auf 8000 Mk. geklagt, weil man ihn in seiner Ehre gekränkt und lächerlich gemacht habe. Miß Norman aber behauptet, er hätte sich als Ehemann vorher kennlich machen müssen, dann würde sie ihn nicht mit ihrem Ruß torpediert haben."

**Büchertisch.**

— Deutsche Kraft. Von dieser durch Leo Colpe unter Mitarbeit von Geheimrat Professor Josef Kohler, Geh. Rat Ruzo Brentano, Professor Dr. Silberstein, Professor Dr. Voigt, Professor Vurges, Professor Fullerton, Professor Dr. Rimmle, Frau Hedwig Penl, Björn Björnson, Axel Rippe u. a. herausgegebenen Monographienfolge über Kriegskultur und Heimatarbeit sind soeben die ersten Feste erschienen. Eine Wertung Hindenburgs von Daurmann Waldemar Müller-Eberhart bildet den Inhalt der ersten Monographie. Das von August Pasdual geschmückte Fest wird der kulturellen Bedeutung Hindenburgs in äußerst feinsinniger und verständnisvoller Weise gerecht und bildet eine unbedingte und notwendige Ergänzung zu der Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls aus der Feder seines Bruders. Es ist neben dieser die einzig literarisch wertvolle Arbeit aus der Fülle der ins Unendliche gehenden Hindenburg-Publikationen. Daß sie einen Mitdarschritsteller von Ruf wie Hauptmann Müller-Eberhart zum Autor hat, läßt sie noch wertvoller erscheinen. Das zweite Fest der bei Arthur Collignon, Berlin W. 62, erschienenen Monographienfolge bringt, zum ersten Male, eine kulturelle Würdigung der Firma Krupp in Essen aus der Feder des Hochschuldozenten Dr. Hermann Hesse. Der Einzelpreis der nach jeder Richtung hin so überaus erfreulichen Publikationen beträgt 40 Pf., und vermindert sich bei Subskription auf die gesamte Folge auf 30 Pfennig.

— „Weltkrieg-Satiren“ von Johannes Gotta (Vaga-Verlag, Halle a. d. S., M. 1.50) sind eine Abwechslung in der Hochflut der Kriegsliteratur. Die in dem Buche enthaltene Satire „Freundwörter“ wird seit Kriegsbeginn von unzähligen Verwindeten bei Lazarettvorträgen besungen und hat auch vielfach ihren Weg in die Schützengräben gefunden. „Ruhm“, „Leben“ und „Der Mensch“ haben philosophischen Charakter, sind aber trotzdem mit gesundem Humor durchwürzt.

**Logogriff.**

Mit „f“ erfreut es viele Leut'  
Zur schönen Sommerzeit,  
Weil's nach dem Wort mit „h“ uns beut  
Viel Neues weit und breit.

Allüberall erscheint's mit „g“  
Von fern und in der Náb,  
Wenn's Fahren und Wandern nicht mehr geht,  
So tu's nur gleich mit „t“.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:

Ziel ein Herz im Drange,  
Zwischen Netz und Nischt,  
Mensch, o richte nicht!  
Weißt du, welchem Zwange,  
Welchem Unglückstag  
Soldat' ein Herz erlag?